

Luis Raffeiner

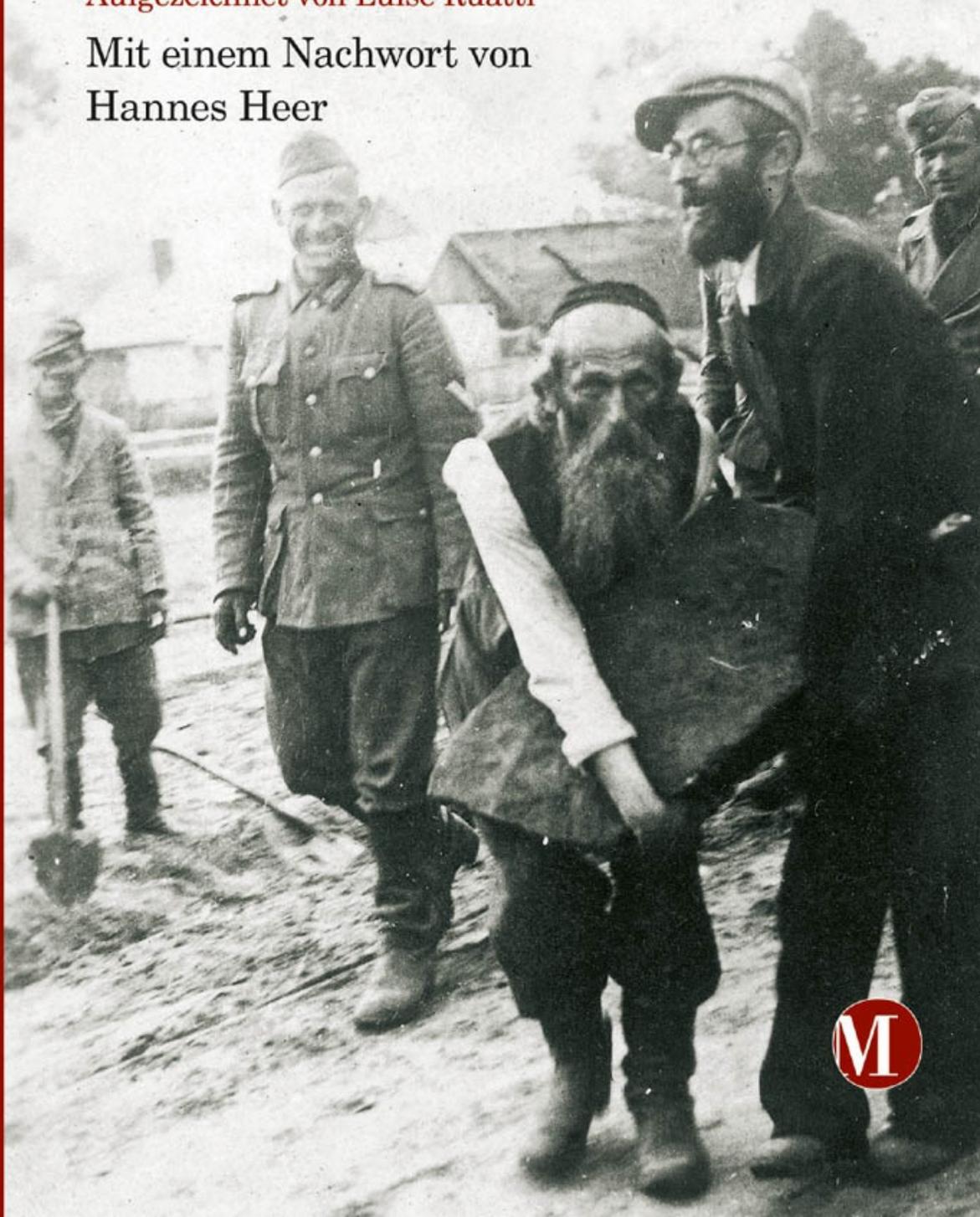
Wir waren keine Menschen mehr

Erinnerungen eines Wehrmachtssoldaten
an die Ostfront

Aufgezeichnet von Luise Ruatti

Mit einem Nachwort von
Hannes Heer

Memoria_Erinnerungen an das 20. Jahrhundert_Edition Rætia



ausgeführt. Die Mädchen lernten Handarbeiten, und wir Buben durften schnitzen. Dazu sollten wir außer dem Holz auch ein Taschenmesser mit in die Schule bringen.

Eines Tages kamen einige Männer der faschistischen Miliz, die in Karthaus stationiert war, in unsere Schule, um die Taschenmesser zu kontrollieren. Die Messerschneide durfte nicht länger als drei Finger breit sein. Alles was darüber hinausging, war verboten. Wir Schüler wussten das, und so war es nicht weiter verwunderlich, dass das eine und andere Messer schnurstracks beim Fenster hinausgeschmissen wurde. Die Faschisten sammelten die Schnitzwerkzeuge auf und zogen die Eltern zur Rechenschaft.

Später, da war ich schon älter, unterrichtete uns ein Lehrer aus Riva am Gardasee, den ich in sehr guter Erinnerung behalten habe. Er wie auch alle anderen unserer italienischen Lehrer versuchten uns Kindern den Beitritt zur Balilla, also zur faschistischen Jugendorganisation, schmackhaft zu machen. Zugegeben, es war verlockend, denn wer wollte nicht ein neues, schönes Hemd besitzen? Aber meinen Vater brauchte ich nicht zu fragen, der hatte ganz andere Sorgen.

Abgesehen vom Religionsunterricht, der außerhalb der Schulklasse in der kalten Kirche stattfand, hatten wir keinen Unterricht in deutscher Sprache. Eine sogenannte „Katakombenschule“ mit illegalem Deutschunterricht habe ich nie besucht. In Karthaus gab es nach meiner Ausschulung mit Rosa Kofler, verheiratete Brugger, eine Katakombenlehrerin, die eine Zeit lang den Kindern notdürftig Deutsch beibrachte. Da sie mitten im Dorf wohnte, war es auf Dauer auch für die Faschisten unübersehbar, dass sie regelmäßig Besuch von Kindern bekam. Die Lehrerin wäre unter normalen Umständen sofort bestraft worden, Rosa aber hatte Glück. Gualtiero Gentini war damals bei der faschistischen Miliz in Karthaus stationiert und war in ein Mädchen aus dem Dorf verliebt. Diesem Umstand, aber auch seiner Menschlichkeit, war es zu verdanken, dass er die Lehrerin eindringlich warnte und so vor einer harten Bestrafung bewahrte.

An die Präsenz der Faschisten im Dorf konnte man sich noch gewöhnen, aber nicht an deren Repressalien. Vor allem der spätere Chef der faschistischen Miliz, Dalla Mariga, blieb den meisten unangenehm in Erinnerung. Den Einheimischen wurde das Leben durch Eingriffe in den banalsten Alltag vermiest und manchmal fast unerträglich gemacht. Nicht nur weiße Strümpfe, sogenannte „Stutzen“, auch die blauen Schürzen waren verboten. Ein beliebter Spaß war das „Goaßlschnölln“, das laute und schnelle Knallen mit einer Peitsche. Die Faschisten konnten das überhaupt nicht leiden, und so wurden die Geißeln kurzerhand in Stücke gehackt.

Mit Dalla Mariga hatte ich später auch noch persönlich das Vergnügen. Da war ich schon 20. Einmal ging es um die Misthaufen auf dem Dorfplatz, zu denen auch jener vor unserem Stall gehörte. Die passten einigen Dorfbewohnern überhaupt nicht, und sie beschwerten sich bei Dalla Mariga darüber. Daraufhin zitierte dieser meinen Vater in das Haus am Dorfplatz, das die Faschisten als Kaserne nutzten. Weil er gar kein Italienisch konnte, musste ich mitgehen. Dalla Mariga empfing uns schon von Weitem mit einer Schimpftirade, und als mein Vater oben an der Treppe angelangt war, schlug er ihm mit der Hand geradewegs den Hut vom Kopf.

Einige Zeit nach diesem Vorfall musste ich wieder zur Kaserne. Diesmal hatte mich mein

Vater dorthin beordert. Er betreute nämlich das kleine Elektrizitätswerk des Dorfes und wusste wahrscheinlich, dass dort unerlaubt Strom für einen elektrischen Ofen verbraucht, also gestohlen wurde. Das Werk lieferte kaum genügend Strom für das ganze Dorf, deshalb war der Verbrauch gerecht und streng geregelt. Ohne Ausnahme. Als ich dort ankam, sah ich seine Vermutung bestätigt. Ich machte Dalla Mariga deshalb höflich auf den unerlaubten Verbrauch des Stroms aufmerksam. Dieser packte mich sogleich an der Gurgel und drückte mich derart an die Wand, dass man noch tagelang seine Fingerabdrücke an meinem Hals erkennen konnte. Das war nun doch zu viel. Der Pfarrer des Dorfes, Johannes Stecher, riet uns daraufhin, den Vorfall anzuzeigen. Ich sollte nach Naturns gehen und mir dort von Doktor Ferraro, einem zugezogenen italienischen Arzt, ein ärztliches Zeugnis ausstellen lassen. Ich lieh mir ein Fahrrad und fuhr wie empfohlen dorthin. Ich zeigte dem Doktor meinen Hals und erwähnte lediglich, dass mich einer an der Gurgel gepackt hatte, aber nicht den Namen des Täters. Ferraro schrieb mir ohne Problem eine Bestätigung meiner Verletzung aus. Beide Zwischenfälle mit Dalla Mariga wurden dokumentiert, das ärztliche Zeugnis beigelegt und die Anzeige nach Bozen in das zuständige Amt geschickt.

Wochen später erfuhren wir, dass der Angezeigte versetzt werden sollte. Dalla Mariga kam daraufhin persönlich zu meiner Familie als Bittsteller. Seine Frau war Lehrerin in Karthaus, er selbst hatte eine gehobene Position: Mit einer Strafversetzung würden sie einiges verlieren, so argumentierte er. Deshalb bot er meinem Vater als Wiedergutmachung eine Stelle für meine Schwester Luise als Haushaltshilfe an. Vater war damit einverstanden, es war für alle Beteiligten eine gute Lösung. Dalla Mariga hielt sein Wort. Luise wurde ordentlich behandelt und bezahlt, er durfte bleiben und behandelte auch mich zuvorkommend, als ich später den „corso premilitare“, die militärische Vorausbildung, zu besuchen hatte.

Mit dem Faschistenchef im Ort hatten wir uns arrangiert, der allgemeinen faschistischen Gesetzgebung konnten wir jedoch nichts anhaben. Zucker, Streichhölzer sowie andere „Luxusartikel“ unterlagen dem Staatsmonopol, waren somit teuer und für unsere Familie nicht erschwinglich. Kaffee brannte meine Mutter zum Beispiel aus Eichel, Zucker hatten wir überhaupt keinen. Deshalb versuchte man Sacharin zu bekommen, obwohl dieser Süßstoff verboten und der Besitz desselben strafbar war. Mein Vater kaufte von einer Schmugglerin drei der begehrten Schächtelchen, die das Sacharin in Form von kleinen Tabletten zu je 200 Stück enthielten. Die Freude über den Besitz dauerte leider nicht lange. Um das Warum zu erklären, muss ich ein wenig ausholen. Am Ende des Tales bei Vernagt, wo heute der Stausee liegt, gab es einen Platz, den man „Piezet“ nannte. Dort stand ein kleiner Stadel. Darin übernachteten in ihren Schlafsäcken die italienischen Finanzbeamten, wenn sie im hinteren Teil des Tales ihre Wach- und Kontrollgänge durchführten. Nun erlebten sie bei ihrer Rückkehr nach einem Kontrollgang eine äußerst unangenehme Überraschung. Jemand hatte ihre Abwesenheit genutzt und in ihren Schlafsäcken seine Exkremente hinterlassen. Ein Denkkzettel wahrscheinlich.

Ausgerechnet an diesem Tag lief mein Vater, der sich mit dem Sacharin in der Jackentasche auf dem Heimweg befand, den „Finanzern“ über den Weg. Er wurde sofort kontrolliert, und sie fanden die verbotenen drei Schächtelchen. Die Strafe fiel

außergewöhnlich hart aus. Das Sacharin wurde beschlagnahmt, und er musste den Wert von zwei Paar Schuhen als Strafe bezahlen. Das war zu der Zeit sehr viel Geld, erst recht für meinen Vater, der sich nach der Brandkatastrophe ohnehin mühsam wirtschaftlich wieder aufrappeln musste. Für ein Paar Schuhe musste man zu jener Zeit 60 Tagelöhne berappen! Solche Zwischenfälle waren Gesprächsstoff, der sich bis in die hintersten Winkel des Tales verbreitete und für Verbitterung und Hass sorgte.

Jugendlicher Übermut

Als ich ausgeschult war, konnte ich gerade mal das Alphabet auf Italienisch und meinen Namen schreiben. Ich wollte Mechaniker lernen. Weil aber ein familiäres Unglück dazwischenkam, konnte meine Ausbildung nicht mehr finanziert werden. Mein jüngerer Bruder Peter, der meinem Vater im kleinen E-Werk half, kam mit seinem Fuß in die Räder einer Turbine. Das Bein wurde ihm förmlich weggerissen. Schwer verletzt trug man ihn zu Fuß gut fünf Kilometer bis zum Gasthaus Neuratheis talabwärts, da damals die Straße ins Schnalstal nur bis dorthin führte. Außerdem war die Telefonleitung von Neuratheis nur mit einem Hotel am Eingang des Tales verbunden: Auf diese Weise musste man ein Auto organisieren. Das war auch nicht einfach, da nur sehr wenige Leute ein Auto besaßen. Die Organisation des Transportes kostete viel Zeit, und der Blutverlust meines Bruders war dementsprechend groß. Der Unfall ereignete sich um neun Uhr am Vormittag, und um drei Uhr nachmittags war mein Bruder im Krankenhaus von Meran. Im letzten Moment konnte er dort gerade noch vor dem Verbluten gerettet werden. Das Bein aber musste amputiert werden, da die Maschine die Knochen zerfetzt hatte.

Mit einem Bein waren die Chancen meines Bruders, eine anständige Arbeit zu finden, sehr beschränkt. So beschloss mein Vater in seiner Weitsicht, Peter eine Ausbildung zum Schneider zu ermöglichen. Peter schloss seine Lehre erfolgreich ab und eröffnete daraufhin im Dorfmairhaus in Naturns eine Schneiderei.

Nachdem für mich keine Aussicht mehr bestand, einen Beruf zu erlernen, arbeitete ich als Tagelöhner bei den Bauern im Tal. Und auch mein handwerkliches Geschick, das ich von meinem Vater geerbt hatte, brachte mir so manchen kleinen Verdienst: Vor allem wenn es etwas zu reparieren gab, war mein Talent bei den Bauern gefragt. Ich kannte das Innenleben einer Taschenuhr genauso wie jenes eines Vorhängeschlosses bis ins letzte Detail. Damals ahnte ich nicht, dass dieses Wissen später lebensrettend für mich werden sollte.

Neben meinen Tagelöhnerarbeiten war ich auch am Ausbau der Schnalstaler Straße beteiligt. Das Tal war viele Jahrhunderte lang nur über einen Fußweg, den auch Saumtiere benutzten, über Juval erreichbar. Der erste Abschnitt der Straße wurde 1875 eröffnet und führte zuerst nur bis Ratheis. In den folgenden zwei Jahren wurde sie bis Neuratheis ausgebaut. Von hier aus und mithilfe von Saumtieren und Kraxenträgern erfolgte der Transport von Waren ins Tal hinein. Der einzige Frächter des Tales war dazumal Serafin Gurschler vom Kurzhof in Kurzras, sein Sohn Willi führte sein Erbe dann erfolgreich weiter. Ab 1930 wurde die Straße nach und nach weiter ausgebaut. In meiner Jugendzeit gab es aber ganz allgemein eine rege Bautätigkeit im Tal. Wo es ging, schaute ich dabei zu

sein, um mir etwas zu verdienen. So eben auch im Jahr 1933: Mit der vom Vater ausgeliehenen Feldschmiede fertigte ich vor Ort die Felsbohrer für den Straßenbau. Die Löcher für die Sprengung der Felsen mussten alle von Hand gebohrt werden. Zwanzig Leute waren allein mit dieser Arbeit beschäftigt. Es benötigte jeweils zwei Männer für eine Bohrung. Einer schlug mit dem Hammer auf den Steinbohrer, der andere musste den Bohrer drehen. Nun trug es sich zu, dass es die Arbeiter an einem Samstag nicht mehr geschafft hatten, alle vorbereiteten Steine zu sprengen. Aufgrund des schönen Wetters wurden keine besonderen Vorkehrungen zum Abdecken der Sprenglöcher getroffen. So kam meinem Freund Bernhard und mir die Idee, die sonntägliche Untätigkeit mit einem Streich zu ergänzen. Oft genug hatten wir zugeschaut, wie die Arbeiter die Sprengladungen vorbereitet hatten. Am Sonntagnachmittag ließen wir es dann so richtig krachen. Mit lautem Getöse explodierten über zehn Sprengladungen. Bevor sich der Staub gelegt hatte, hatten wir uns bereits aus dem Staub gemacht. Wir eilten nach Unser Frau und mischten uns unter die Leute, um uns ein Alibi zu verschaffen. Am Montag gab es an Ort und Stelle großes Rätselraten über die Täter. Doch da es keinen Schaden gab, ging man bald zum gewohnten Arbeitsrhythmus über. Wir Burschen aber lachten noch lange über diesen Streich.

Als im Herbst die Arbeiten für den Straßenbau eingestellt wurden, ging ich nach Lana zum Apfelklauben. Dort lernte ich Georg „Jörg“ Klotz kennen, der später als Südtirolaktivist der Sechzigerjahre in die Geschichte einging. Er war ein fröhlicher, sympathischer Bursche, den alle gern mochten. In der Mittagspause gab es öfter eine Rangelei. Da hieß es: „Losst's amoll an Rumpfer oi!“ Rangeln war unter den Burschen ein beliebtes Kräfteressen, aber nur aus Spaß. Mit dem Geld, das ich dort als Erntehelfer bekam, konnte ich mir einen großen Traum erfüllen. Ich ging nämlich zusammen mit Bernhard leidenschaftlich gern Ski fahren, besaß aber nur selbst gebastelte Bretter. Nun konnte ich mir richtige Ski mit Bindung kaufen.

In den Jahren 1934 und 1935 bauten die Faschisten im ganzen Tal Baracken. Niemand wusste über den Zweck dieser Gebäude Bescheid. Viele Jahre später hörte ich das Gerücht, dass in den 30 Meter langen Baracken Kriegsgefangene untergebracht werden sollten. Einmal entdeckten wir in einer solchen Baracke unterhalb von Karthaus Sprengstoff. Die Öffnung für die Licht- und Luftzufuhr war gerade groß genug, dass unsere schmalen Körper durchschlüpfen konnten. Wir entwendeten kiloweise explosives Material und Zündschnur. Damit experimentierten wir herum und hatten unseren Spaß, wenn im Acker die Kartoffeln durch die Luft flogen. Einer Familie, die in einer renovierten Klosterzelle wohnte und gerade am Mittagstisch saß, steckten wir eine kleine Sprengladung sogar ins sogenannte „Paterloch“. Das war eine Vorrichtung, in die zu Klosterzeiten das Essen gereicht wurde, ohne dass der Empfänger den Überbringer sehen konnte. Passiert ist letztlich außer einem Knall wenig. Wir waren auf niemanden dieser Familie böse, ausschließlich Übermut hatte uns zu diesem Streich getrieben.

Ein anderer Streich, der mir unvergesslich blieb, war auch nicht ungefährlich. Wir wussten, dass Peter Grüner, in dessen Haus der „Faschistenchef“ mit seiner Frau wohnte, nicht ungerne seine Flinte benutzte. Es war zwar strengstens verboten, doch er besaß ein Gewehr